VEMOG
VEREIN ZUR ERFORSCHUNG
DER MOSTVIERTLER GESCHICHTE
https://vemogjournal.org
www.vemog.at

Das Mostviertel – Schriftenreihe des Vereins zur Erforschung der Mostviertler Geschichte

Jahrgang 1, 2024, Nr. 2

ISSN (online):

Damals: Zeitzeugen im Gespräch, Teil 1 – mit Franz A., Josef Freihammer, Alfons Kühn, Karl Kerschbaumer

Josef Plaimer

Zitation: Josef Plaimer, Damals: Zeitzeugen im Gespräch, Teil 1. Das Mostviertel 2024 (2), 146–164.

Finanzierung: Der Autor hat keine spezifische Förderung erhalten.

Interessenkonflikte: Der Autor hat erklärt, dass keine Interessen-konflikte bestehen.

Prolog der Redaktion:

Mit dieser Ausgabe der Schriftenreihe beginnt in der neu ins Leben gerufenen Rubrik „Damals: Zeitzeugen im Gespräch“ die Veröffentlichung von Interviews mit Bewohnern aus dem Bezirk Amstetten, die vom Leben in früheren Zeiten berichten. Das Hauptaugenmerk der Interviews liegt nicht nur auf der Zeit des Zweiten Weltkriegs, sondern auch auf den wirtschaftlichen und sozialen Herausforderungen der Nachkriegsjahre. Die Oral-History-Serie stellt einen wichtigen Bestandteil der lokalen Erinnerungskultur dar und dient dazu, vor allem der jüngeren Generation die Schrecken und Gefahren einer diktatorischen Herrschaftsform vor Augen zu führen. Im ersten Teil der Serie kommt ein ehemaliger Stadtamtsdirektor zu Wort, der eindrücklich den beruflichen Alltag in einer von vielen Umwälzungen und Umbrüchen geprägten Zeit beschreibt. Im Jahr 2005 fand im Rahmen der Feierlichkeiten anlässlich „60 Jahre II. Republik und 50 Jahre Staatsvertrag“ eine Gesprächsrunde mit den Zeitzeugen Josef Freihammer, Alfons Kühn und Karl Kerschbaumer statt. Josef Plaimer gibt ein Gedächtnisprotokoll dieser Veranstaltung wieder.

DOI: https://doi.org/10.5281/zenodo.14889889

Franz A., Stadtamtsdirektor a. D. im Gespräch mit Josef Plaimer im Sommer 2008

Wenn ich beginnen darf. Ich bin zu einer Zeit zur Gemeinde gekommen. Im Jahre 1939 im August. Da war eine ganz andere Rechtsform als jetzt. Ich hatte ursprünglich vor, Elektriker zu werden. Ich war sogar schon einen Tag beim Geierhofer Elektriker in Tätigkeit. Dann kam der Brief, dass ich bei der Gemeinde anfangen kann. Es wurden damals zwei ausgesucht. Der Franz T. und ich. Ich weiß nicht, aus welchem Grund wir ausgesucht wurden. Einmal wurde behauptet, ich kam deshalb dran, weil ich der Einzige war, der in Mathematik einen Einser hatte. Ob es stimmt, weiß ich nicht. Aber es wurde einmal behauptet. Der Beginn war dann der folgende: Ich lernte den Bürgermeister Mitterdorfer beim Eintritt als Lehrling kennen. Wir haben damals als Lehrling, wir waren damals nur zu zweit und es kamen dann im Laufe der Zeit weitere hinzu, und wir haben ein sogenanntes Lehrlingsbuch schreiben müssen. Da mussten wir genau hineinschreiben, in welchen Dienststellen wir waren, welche Arbeiten wir machen mussten, und, wir waren damals in einer Klasse für Verwaltungslehrlinge, was wir gelernt haben. Und dieses Ausbildungsbuch mussten wir dem Bürgermeister ständig vorlegen. Der Mitterdorfer war ein sehr intelligenter Mann. Er besserte mir Rechtschreibfehler aus. Hier schrieb ich beispielsweise: „[…] so wie deren Wirkungskreis.“ Das war falsch. Es hieß „dessen“ Wirkungskreis. Also er war ein sehr intelligenter Mann. Das Ausbildungsbuch mussten wir ihm monatlich vorlegen und wir mussten ihm berichten, was wir gemacht haben.

Man muss wissen, es war eine ganz andere Zeit. Ich habe hier die alte Gemeindeordnung. Es stammt aus dem Jahre 1935. Da sind ein paar interessante Überlegungen und Ausführungen drinnen. Sie wurde am 30. Jänner 1935 eingeführt. Friedrich Karl von S. war der Schaffer dieser Gemeindeordnung. Der Grundgedanke: „Die Gemeindeordnung will die Gemeinden in enger Zusammenheit mit Partei und Staat zur höchsten Leistung befähigen und sie damit in Stand setzen, im wahren Geiste des Schöpfers gemeindlicher Selbstverwaltung mitzuwirken an der Erreichung des Staatszieles in einem einheitlichen und nationalen Willen durchdringendem Volke.“ Es hat damals ja nur eine Partei gegeben zu dieser Zeit. Und wenn ich weiterlese, da heißt es: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz.“ Was für den Bürgermeister betreffend zu sagen ist: Der Bürgermeister trifft alle Entscheidungen in voller ausschließlicher Verantwortung. Der Bürgermeister war praktisch zu dieser Zeit selbstherrlich. Selbstherrscher eigentlich. Auch soweit er sich zur Vorbereitung wichtiger Entscheidungen sachverständigen Rates der Gemeinderäte und sonstigem zu bedienen hat, trägt er für die Entscheidung in vollem Umfang die Verantwortung. Er kann sich auch nicht mit dem Hinweis darauf entziehen, dass er ihm gegenüber Ratschlägen gefolgt hat. Er war, wenn man das mit den heutigen Verhältnissen vergleicht, Gemeinderat, Stadtrat und Bürgermeister in einer Person. Damit einer diese Funktion haben konnte, musste er sicher ein gescheiter Mann gewesen sein.

Ich habe den Bürgermeister Mitterdorfer gekannt, beim Eintritt in die Gemeinde am 1. August 1939. Meine Lehrzeit habe ich am 1. August 1942 beendet. Dann bin ich noch im Dezember 1942 zum Arbeitsdienst eingezogen worden. Ich kannte den Bürgermeister Mitterdorfer vom Jahre 1939 bis 1942. Und wenn ich mir überlege, was sein Bestreben war. Meiner Meinung nach wollte er wirklich für die Gemeinde das Beste herausholen. Das Erste,

was er gemacht hat, war, dass er die Wohnungsnot beseitigt hat. Die Volkswohnungen am Krautberg sind im Jahre 1938 begonnen worden und innerhalb eines Jahres waren ca. 50 Wohnungen fertig. Das zweite war: Im Rathaus waren verschiedene Ämter. Das Finanzamt, Bezirkshauptmannschaft und die Gemeinde. Es herrschte überall ein Platzmangel. Im Jahre 1938 begann er sofort mit dem Bau des Amtshauses im Graben. Im Jahre 1939, Juli, war es schon bezugsfertig. Innerhalb eines Jahres ist dieses Amtshaus gebaut worden. Ich kann mich noch an eine Begebenheit erinnern, als die Frau R., die Sekretärin des Bürgermeisters, den Reichsgau, der war zuständig für Finanzen und ein hohes Tier, anständig mit Flüssigkeiten bewirtete. Nächsten Tag in der Früh war er um 8 Uhr da und hat die Angela R. zum Diktat geholt und hat ihm einen Brief geschrieben, wo er sich sehr bedankt, hat für die Unterstützung, die ihm zugesagt wurde, um 500.000 Reichsmark. Die Gemeinde bekam damals dieses Geld. Meiner Meinung nach geht die gesamte Industrialisierung auf den Mitterdorfer zurück. Es gab in der Waidhofner Straße das Sägewerk Hopferwieser. Dieses wollte er weg haben hinunter auf die Reichsstraße. Das war allerdings noch Gemeinde Preinsbach. Damals erreichte er, dass dieser Teil von Preinsbach ausgegliedert wurde und dieser kam dann zu Amstetten und dann kam der Umdasch dort hin. Das war eigentlich der Beginn der Industrialisierung. Der Umdasch war damals ein Lehrer. Zu dieser Zeit, als ich zur Gemeinde kam, waren eigentlich immer noch die gleichen Leute da wie vorher. Der Herr H., der für die Finanzen zuständig war. Dann war der Herr L., der der Kassier war. Der Direktor war damals der Dir. Weiermeier. Den kennt heute niemand mehr, weil der 1940 in Pension gegangen ist. Ich kannte ihn ja noch, weil ich bereits ein Jahr auf der Gemeinde war. Das waren alles Beamten, die von vorher noch da waren, genauso wie die Polizisten. Diese traten alle schon vor 1938 ein und sind als Polizeibeamte geblieben. Auch die anderen Minister. Diese hat er alle übernommen. Er arbeitete sehr aktiv für die gesamte Planung. Dafür engagierte er Architekten. Bender hieß einer, der die Siedlung am Krautberg plante. Errichtet hat diese Siedlung ja nicht die Gemeinde, sondern die Genossenschaft. Das war nachher meine Heimat. In der Friedensstraße wurde der Bau schon vorher begonnen. Das war früher die Hans Höller Siedlung. Den rechten Teil, wo ich dann auch wohnte, baute der Mitterdorfer weiter. Wenn man den Mitterdorfer anschaut, war er sicher ein Nationalsozialist. Ob er 100% damit einverstanden war, kann ich nicht beurteilen. Irgendwer erzählte einmal, dass er irgendwo gesagt haben soll: „I glaub de G´schicht geht schief." Er spürte es, dass etwas nicht stimmte. Mitterdorfer war ein sehr agiler Mann. Wenn ich einen Vergleich anstellen müsste, müsste ich Mitterdorfer mit Pölz vergleichen. Er war ein guter Bürgermeister. Man muss immer betrachten, was war 1938? Keiner hatte eine Wohnung, keiner hatte eine Arbeit. Und da wollte er aktiv eingreifen. Ich weiß aus meiner Zeit nicht, dass er ein schlechtes Verhältnis gegenüber den Juden gehabt hat und dass er gegen sie vor gegangen wäre. Ob er mit der Kristallnacht einverstanden war, weiß ich nicht. Mitterdorfer kam ja aus dem bürgerlichen Lager. Er stammt ja aus der Steiermark ab. Sein Vater oder sein Großvater war Richter und gleichzeitig Verweser vom Stift Gurk. Er kommt aus einer rein bürgerlichen Familie. Ich kenne seine Entwicklung eigentlich nicht. Ich kenne ihn aus meiner Zeit bei der Gemeinde und da kann ich mich nicht erinnern, dass er gegenüber Beamten vorgegangen wäre.

Ich kam zur Gemeinde und konnte nicht Maschinschreiben. Das erste, das ich machen musste, war ein Maschinschreibkurs und habe wirklich den 10 Fingersatz komplett beherrscht. Und als ich zum Arbeitsdienst einrücken musste, fragten sie, wer Maschinschreiben konnte. Ich habe aufgezeigt und kam in die Schreibstube. Ich habe mich dort eigentlich gut eingearbeitet. Während den 6 Monaten Ausbildungszeit kam, immer die SS und suchten die aus, die größer waren, zum Kassier. Und jedes Mal, als diese kamen, war ich auf Dienstreise.

Da hat mich der Chef, ein Feldmeister, einmal nach Darmschau geschickt. Das war in Ibelsheim am Rhein. Einmal hat er mich nach Darmstadt geschickt. Das letzte Mal, als sie gekommen sind, hat er mich nach Wiesbaden geschickt zu den Kommandos vom Arbeitsdienst. Einmal wusste er nicht, dass sie kommen. Da hat er mich in dem Marketender versteckt. Das war ein Keller und eine Stiege mit einer Klappe. Auf einmal sagte er, „So du gehst owe do“ Machte die Klappe auf und ich ging runter. Solang diese da waren, war ich im Keller. Als sie weg waren, machte er sie wieder auf. Wir waren dann in Frankreich im Einsatz. Danach als wir zurück waren, kamen wir zur RAD-Flack. Da bekamen wir so sechs Kanonen. Wir kamen dann zur Ausbildung als Geschützführer gekommen. Da sind sieben ausgebildet worden. Einer war Reservist. Dieser Reservist war ich und kam nach München zur Ausbildung als Geschützführer und war nachher dann meistens in der Schreibstube. Das war mein Vorteil, dass ich Maschinschreiben konnte. Ich war dann bis 1945 beim Arbeitsdienst und habe eigentlich so die Kriegszeit überstanden. Dann kam ich in die Gefangenschaft.

Während der sechs Monate Ausbildung wurde man schon mit Gewehr ausgebildet. Wir sind im März oder April 1942 nach Südfrankreich verlegt worden. Am Mittelmeer mussten wir Sperrenwache schieben, weil man glaubte, dass die Amerikaner über das Mittelmeer kommen. Wir mussten so Sperren errichten. Das war unsere Arbeit beim Arbeitsdienst. Und nachher sind wir zur RAD-Flack gekommen und da haben wir die Flack betrieben.

Im Dezember 1945 kam ich wieder zurück. Im Jänner 1946 habe ich mich wieder zur Arbeit gemeldet. Ich war nur ein halbes Jahr in Gefangenschaft. Es ist schwierig zu sagen, wie viel Bedienstete wir waren. Aber ich vermute, dass im Jahre 1945, Ende 1945 [..?]. Die Stadtwerke gehörten auch zur Gemeinde. Die Verwaltung war so. Drei Bereiche. Die Hoheitsverwaltung, Krankenhaus und Stadtwerke. Diese wurden ziemlich selbstständig verwaltet. 1946 dürften, wenn es viel waren, 60 Bedienstete gewesen sein. Das ist interessant, wenn man den Bauhof betrachtet. Das war damals die Hauptbeschäftigung der Straßenkehrer. Das waren mindestens 12 Leute, die mit den Wagerln herumgefahren sind. Der Bauhof war zu dieser Zeit im Rathaus. 1946 war Bürgermeister der Golser. Höller kannte ich ja gar nicht als Bürgermeister. Im Mai 1945 wurde er ja Bürgermeister, weil er vorher Bürgermeister war. Im Oktober 1945 war dann so eine Vereinbarung bei der Bezirkshauptmannschaft und da drängte die SPÖ darauf, dass sie den Bürgermeister bekommen. Da wurde dann Golser Bürgermeister. Das war keine Wahl, sondern eine Bestellung. Meiner Meinung nach rissen sich bei den damaligen Verhältnissen ohnehin nicht viele Leute um das Bürgermeisteramt, weil eines möchte ich schon sagen. Ich lernte Golser ja als Bürgermeister kennen und meiner Meinung nach hat der Golser ziemlich die schlechteste Periode erwischt. Was war? Es war kein Geld da, es war eine Not auf allen Linien und das Meiste, was sich die Bevölkerung wünschte, waren Fensterscheiben, Ziegeln und Dachziegeln. Das war das Problem, das der Golser zu bewältigen hatte. Sehr viele Fenster, da kann ich mich noch erinnern, waren mit Pappendeckeln zugehängt. Es gab ja kein Glas. Die Dachziegel waren ja kaputt. Gemeindehäuser waren kaputt, Häuser in der Kubastastraße und in der Mozartstraße waren kaputt.

Es gab ja praktisch nichts. Lebensmittelkarten gab es. Es war ja eine ganz andere Zeit. Es hat ja in der ganzen Periode vom Golser ging es durch. Keine Wohnungen, die Not überall. Ich habe 1948 geheiratet und ich hatte keine Wohnung. Ich habe zu Hause geschlafen und meine Frau hat zu Hause geschlafen. Wir hatten keine Wohnung. Golser war meiner Meinung nach ein sehr mutiger Mann. Er hatte mit der Kommandantur zu tun. Die Kommandantur hat sich ja in alle Sachen der Gemeinde eingemischt. Wenn einer ihnen nicht genehm war, musste

der Bürgermeister kommen, musste dieser ausscheiden. Der Steieregger war ein sehr mutiger Mann, obwohl er einmal einen Ausspruch zu einer Zeit getätigt hat, wo die Gemeinde die Nebengebühren geschaffen hat. „Wenn man bei der Gemeinde beschäftigt ist, ……[akustisches Problem]" Die gesamten Finanzen wurden damals vom Herrn H. erledigt. Nach 1945 war er auch noch dafür zuständig. Er war Parteimitglied. Parteimitglied waren meiner Meinung nach alle. Alle. Die Frau H. war auch Parteimitglied. Sie war aber auch zeitweise entlassen worden. Herr H. war mehr oder weniger der Chef der Finanzen. Er ist aber 1946 auch in Pension gegangen, weil er 60 Jahre alt war. Dann suchte man einen anderen. Der erste, der kam, war der Zeitlhofer. Er kam aus der Privatwirtschaft und hatte mit der Kameralistik, mit der Buchhaltung, keine Freude. Ich hatte damals schon als Schwerpunkt während meiner Ausbildung die Kameralistik. Und während meiner Schulzeit haben wir auch die Buchhaltung des Kassen- und Haushaltswesens lernen müssen. Und da hatten wir einen Lehrer. Der war Beamter der Bezirkshauptmannschaft. Von 1938 bis 1945 ist die Prüfung der Gemeinden vom Landrat durchgeführt worden. Und dieser Oberinspektor Glatz. Der hat uns das Kassen- und Rechnungswesen erklärt. Das habe ich auch im Ausbildungsbuch stehen. Dann haben wir die Buchhaltung gelernt. Nach 1945 war er bei der Landesregierung beschäftigt. Mit dem ganzen Haushaltswesen hat der Zeitlhofer keine Freude gehabt. Das war kein guter Buchhalter. Er warf Anfang 1948 das Handtuch. Ich habe aber für die Gemeindebeamtenprüfung gelernt und habe 1947 die Gemeindebeamtenprüfung gemacht und bin auch 1947 pragmatisiert worden. Als dieser dann ging, war niemand da, der die Kassen- und Haushaltswesen gekonnt hat. Dann haben sie mich mehr oder weniger mit dieser Aufgabe betraut. Und wenn ich jetzt wieder auf den Golser zurückkomme.

Golser war ein mutiger Mann und ein sehr sozial eingestellter Mann. Damals war ein großes Thema die Besatzungskosten. Die Besatzungskosten haben wir immer beim Land anfordern müssen. Die Gemeinde hat das Rathaus zur Verfügung gestellt. Die Privaten haben die Häuser zur Verfügung gestellt für die Russen. Und da sind Kosten angefallen. Damals bin ich jeden Monat mindestes ein Mal nach Wien gefahren. Da hatten wir ein Gemeindeauto. Da fuhren wir mit dem PKW auf der Bundesstraße nach Wien. Wir sind immer bis Sieghartskirchen gefahren. Dort machten wir Rast. Eine Schellhubertochter hat damals dort auf ein Gasthaus geheiratet. Die Schellhuber Paula. Dort haben wir gerastet. Wir waren zu dritt. Der Golser, der Chauffeur und ich. Da hat er seine Tasche aufgemacht. Da hat er ein Jausenpackerl drinnen gehabt. Er schaute immer, dass wir dort eine Jause bekommen. Er war ein sehr sozial eingestellter Mann. Zu Golsers Zeiten gab es auch die Möglichkeit, Häuser wieder aufzurichten, die bombengeschädigt waren. Da war das Haus in der Wienerstraße. Das hat die Gemeinde erworben und hergerichtet. In der Bahnhofsstraße 11 wurde auch das Haus von der Gemeinde gekauft. Diese Häuser sind als erstes gebaut worden.

Zeilinger wurde 1950 Bürgermeister. Golser war ein fester Mann. Zeilinger war ein sehr intelligenter Schulmann. Seit Zeilinger Bürgermeister war, war er bestrebt, dass er eine Doppelhauptschule in der Pestalozzistraße errichtet. Das war sein sehnlichster Wunsch. Eine 10 klassige Knabenschule und eine 8 klassige Mädchenschule. Zeilinger wollte immer diese Doppelhauptschule. Was er vor 50 Jahren wollte, wird jetzt wahrscheinlich erst realisiert. Er wollte praktisch, dass die Knabenhauptschule in der Kirchenstraße eine Volksschule wird. Er war ein Schulfachmann. Er wollte in erster Linie das Bildungswesen forcieren. Aus der Hauptschule wollte er eine Volksschule machen. Ist ihm aber nicht geglückt. Es ist aber später dann eine einfache Hauptschule errichtet worden und die Volksschule hat man dann in Allersdorf gemacht. Zeilinger hatte aber auch noch sehr viel mit den Russen zu kämpfen gehabt. Er war ja 1950 bis 1955 Bürgermeister. Das war die Zeilinger Periode. Es gab ja

Reiberein. Zeilinger war einmal krank. Zeilinger und Golser waren von der SPÖ. Er stritt immer mit Sokop. Ein Ausspruch von ihm. „Die Fahrt nach Wien war immer ein Kassanovagang [gemeint wohl „Canossagang"). Zeilinger hatte auch immer Probleme mit den Russen. Er fuhr ja immer auf die Kommandantur. Im Jahre 1948 haben die Russen teilweise das Rathaus geräumt und die Bezirkshauptmannschaft ist eingezogen. Es war ja immer zu wenig Platz. Wenn den Russen etwas nicht gepasst hat, haben sie den Bürgermeister zu sich beordert und haben ihm Aufträge gegeben. Sie haben Golser einmal hinüber geholt während einer Gemeinderatssitzung hat er dann berichtet, dass bei wichtigen Entscheidungen die Meinung der Kommandantur einzuholen ist. Sie haben immer, das war auch zu Zeilingers Zeiten, Einfluss genommen in die Verwaltung der Gemeinde. Zum Ende der Besatzungszeit hin wurde dann alles schon ein wenig besser. Der Nachfolger vom Zeilinger war der Bürgermeister Schmid.

Der war dann zwei Perioden von 1955 bis 1965. Schmid hatte eine väterliche Ausstrahlung. Sicherlich war der Streit innerhalb der SPÖ auch bekannt. Wer ist da als Gegenkandidat gewesen? Scherpon [?] Schmid wurde dann Bürgermeister. Am besten verstand er sich meiner Meinung nach von den Gemeinderäten mit Scherpon. Diese zwei haben sich ganz gut verstanden. Meiner Meinung nach hat sich Schmid mit seiner eigenen Fraktion nicht immer ganz gut verstanden. Es waren auch viele in der ÖVP damals, die marktwirtschaftliche Grundsätze vertreten haben. Angebot und Nachfrage regelt den Preis. Wenn das Angebot an Arbeitskräften groß war und die Nachfrage klein, dann ist der Preis gestiegen. Und wenn die Nachfrage …[…]. Meiner Meinung nach haben einige Kräfte daran gearbeitet, dass man die Industrieansiedelung ein wenig drosselt. Ein Unternehmer war daran interessiert, dass er billige Arbeitskräfte bekommt. Und das ist dann der Fall, wenn genug Arbeitskräfte da sind. Unter Schmids Zeiten hatte die Bezirkshauptmannschaft keinen Platz mehr. Die Gemeinde wollte, dass diese auszieht. Da hat die Gemeinde damals den ehemaligen Eislaufplatz in der Preinsbacherstraße der Bezirkshauptmannschaft geschenkt mit der Auflage, innerhalb von zehn Jahren muss das BH-Gebäude gebaut werden. Das war unter Schmids Zeiten. Ein paar Stunden vor Ablauf der Frist sind die Bagger gekommen. Das war schon unter Pölz. Da stellten sie einen Notar hin, der das beurkundet hat, obwohl noch gar kein Plan da war. Das war der Beginn praktisch. Auch die Gemeinde hatte schon einen Platzmangel. Außerdem war es ja so, dass die Verwaltung immer gewachsen ist. Damals sagte man mit der Sparkasse, bauen wir das Stadthaus. Da ist dann das Stadthaus errichtet worden mit der Sparkasse. Die Sparkasse war seiner Zeit im Rathaus drinnen und ist dann übersiedelt in das ehemalige Sparkassenhaus, wo der Reisinger drinnen war. Die hatten auch Platzmangel. Das war unter Schmids Zeiten.

Ich glaube Listenführer war damals bei der zweiten Periode Scherpon. Das Stimmenverhältnis war so, dass keine Partei ohne die Unterstützung einer anderen Partei den Bürgermeister hätte stellen können. Da gab es die Stattliste (VdU – heute FPÖ). Da waren der Hoffmann und der Marksteiner. Diese hatten zwei Mandate. Und mit diesen zwei Mandaten ist dann der Schmid das zweite Mal gewählt worden. So war das damals. Diese waren 1938 bis 1945 starke Nationalsozialisten. Die Verteidigung von Amstetten schrieb sich damals Hoffmann auf sein Schild. Er sagte, er werde Amstetten bis zum letzten Mann verteidigen. Das war nicht der Mitterdorfer. Hoffmann der war nicht da, der kam später wieder zurück, als die Russen da waren. Marksteiner war schon da.

Unter Zeilingers Zeiten hat die Wohnbeteiligung wieder zugenommen. Die Gemeindehäuser in der Preinsbacherstraße und in der Waldmüllerstraße. Im Jahre 1965 hat wieder Schmid kandidiert und da ist aber dann Pölz gekommen. Dann kam eine andere Ära.

Mitterdorfer war im Westen dann. Was er gehabt hat, weiß ich nicht. Es hieß er beging in Gmunden Selbstmord. Der Hauptverdienst vom Mitterdorfer war die Errichtung der Luftschutzstollen. Amstetten wurde als gefährdet hingestellt wie St. Valentin. Mitterdorfer beauftragte den Bauern ___ [?] mit dem Bau der Luftschutzstollen. Dann haben zwei Firmen die Luftschutzstollen in den Reitbauernberg und in den Krautberg errichtet. Im Jahre 1965 wurde Pölz Bürgermeister und es begann eine neue Ära. Ich sagte immer, wir haben jetzt eine Demokratur, was eine Verbindung zwischen Demokratie und Diktatur bedeuten soll. Er war damals schon Nationalrat. Ich muss ehrlich sagen, die Tätigkeit von Pölz weiß eh jeder. In erster Linie, sagte er, ist Wohnungsnot keine Gemeindeangelegenheit, sondern Angelegenheit der Genossenschaft. Die Bautätigkeit der Genossenschaft hat mehr oder weniger begonnen.

Es denkt niemand eigentlich daran, wie die Verhältnisse nach 1945 waren. Die größte Sorge bei der Bevölkerung war, dass der Spritzenwagen fährt. Es gab keine Staubfreien Straßen oder nur sehr wenige staubfreien Straßen. Es hat überall gestaubt. Und wenn längere Zeit kein Regen war, war es eine Katastrophe. Man hat dann zur Bekämpfung so eine Art Perlen aus Eis genommen, um dagegen etwas zu machen. Die Straßen sind geölt worden. Wenn der Spritzenwagen gefahren ist, hat die Sonne gescheint, dann hat es innerhalb von zwei Stunden wieder genau so gestaubt, wie vorher. Die Asphaltierung der Straßen begann in den 60ern, richtig erst unter Pölz Zeiten so um 1965.

Pölz war weniger für die Behebung der Notfälle. Er war schon zuständig für die Errungenschaften der Neuzeit, den Luxus zu beheben. Die Müllabfuhr und Kanalisation. Die Wohlstandsauswirkungen waren mehr oder weniger zu beheben. Pölz wollte in erster Linie die finanzielle Grundlage der Gemeinden verbessern. Auf der Aufteilung der Betragsanteile gab es einen aufgestuften Bevölkerungsschlüssel. Und je nachdem wie groß die Bevölkerung war, gab es einen dementsprechenden Multiplikator. Die kleinste Gemeindeeinheit war der Multiplikator 1. Über 20.000 Einwohner zählte jeder Einwohner doppelt. Das war der Multiplikator 2. Und vorher war es der Multiplikator 1,5. Jetzt war er natürlich bestrebt, dass wir in die Stufe über 20.000 Einwohner hineinkommen, und hat in erster Linie gleich nach 1965, als er Bürgermeister war, daran interessiert, dass wir über die 20.000 Einwohner drüber kommen. Um 1970 begannen dann die Verhandlungen. Das war dann im Jahre 1969, als der ehemalige Amtsdirektor Ellböck in Pension ging, als ich dann Stadtamtsdirektor am 1. Jänner 1970 wurde. Zu dieser Zeit waren die Verhandlungen zu den Gemeindevereinigungen. Das Entscheidende war, dass die beiden Gemeinden Mauer und Ulmerfeld/Hausmening nicht zu Amstetten kommen konnten, weil dazwischen Preinsbach war. Preinsbach ist ja um ganz Amstetten herum gegangen. Die Höf war die Begrenzung zu Mauer und Greinsfurth. Greinsfurth gehörte zu Mauer und die Höf gehörte zu Preinsbach. Zu dieser Zeit waren die Bestrebungen, die Gemeinden zu vereinigen. Da war eine große Aktion Gemeindenvereinigung. Die kleinen Gemeinden konnten ja ihre Aufgaben schlechter bewältigen als größere Einheiten. Da war für dieses Gebiet ein Plan, dass man Preinsbach mit Viehdorf vereinigt. Rund um Amstetten ging Preinsbach, der Sitz der Gemeinde war aber in Amstetten. Damals war der Braunshofer der Bürgermeister von Preinsbach. Es gab Leute, die aus politischen Gründen nicht nach Amstetten kommen wollten, sondern denen war Viehdorf lieber. Und Braunshofer, mit dem Pölz viel im Gespräch war, sagte, ich frage die Gemeindebürger, wo sie hinwollen. Ca. 80/90% wollte nach Amstetten. Preinsbach gehörte

bezüglich der Pfarre nach Amstetten. Eingekauft haben sie in Amstetten. Bahnstation und Schule waren in Amstetten. Das war dann mehr oder weniger der Beginn. Dann ist mit den anderen Gemeinden verhandelt worden. Mit Ulmerfeld/Hausmening gab es damals überhaupt keine Probleme. Pilz war dort oben Bürgermeister. Mit Mauer gab es deswegen Probleme, weil es den Ortskern Mauer gab, und Greinsfurth und Neufurt gehörte zu Mauer. Die freiwillige Gemeindevereinigung war dann mit 1. Jänner 1972.

Es ist interessant, was eigentlich für Bedingungen gestellt worden sind bei der Gemeindevereinigung. Nummer eins war, dass die Feuerwehren bestehen bleiben. Das war das erste. Keine Feuerwehr darf aufgelöst werden. Keine Feuerwehrenvereinigung. Das zweite war, speziell in Preinsbach, die Jagd muss auf jeden Fall bleiben. Ich kann das aber heute alles verstehen. In Preinsbach gab es zwei Feuerwehren, eine ein Eisenreichdornach und eine in Boxhofen. Die Aufgaben dieser beiden Feuerwehren hätte Amstetten spielend erledigt. Aber die Feuerwehren sind nicht nur für die Bekämpfung der Feuer da, sondern das sind gesellschaftliche Einrichtungen. Das Feuerwehrfest beispielsweise. Außerdem würde kein Feuerwehrmann von Eisenreichdornach nach Amstetten gehen, weil aus Prestigegründen. Wenn allerdings ein Feuer ist, halfen sie sich schon. Sie wollen einen Kommandanten haben. Auf Vereinsebene ist das das Gleiche. Die Wünsche waren von Gemeinde zu Gemeinde unterschiedlich. Preinsbach wollte alle Straßen asphaltiert haben, was ihnen Pölz zugesagt hat. Da waren sicherlich auch Straßen dabei, die zu jedem Misthaufen führten. Auf jeden Fall war es in Mauer das Gleiche. Es ging sich dann aus auf 21.000 Einwohner. Die Übernahme der Verwaltung ging reibungslos. Bei den Ortsvorstehungen musste schon ein wenig die Organisation verändert werden. Es ist auch bei anderen Vereinigungen so. Man kann nicht sofort alles auf eine Zentrale vereinigen. Man braucht ein Bürgerservice. Die Leute wollen nicht immer zur Zentrale gehen. Bauwesen blieb auch bei den Ortsvorstehungen.

Eine Zusammenlegung der Bauhöfe finde ich auch nicht zweckmäßig, weil nämlich, wenn alles zentralisiert ist, müsste man erst recht wieder hinfahren.

Die Feuerwehrzentrale wurde ausgelagert. Die Stadthalle und das Freibad wurden in seiner Ära gebaut. Pölz war ein energischer Bürgermeister und sehr sozial eingestimmt. Er hat einen wichen Kern gehabt. Ich habe das einmal erlebt. Es kam immer einer aus dem Burgenland, der Geld zum heimfahren brauchte. Er kam zu mir und sagte er zahle es eh gleich wieder zurück. Ich schrieb einen Beleg, dass er das Geld von der Kassa bekam. Ich weiß nicht mehr wie viel es waren 100 oder 200 Schilling. Nächstes Mal kam er wieder. Wieder das Gleiche. Ich sagte dann eh, dass wir ihm einmal schon etwas gaben und ich sah nach, dass er nicht zurückgezahlt hatte. Dann kam noch ein drittes Mal. Ich sah, wie er kam und ging vorher zum Bürgermeister und sagte, dass der jetzt schon wieder kommt. Dann sagte der Bürgermeister, wir sollen ihn zu ihm kommen lassen. Dann ist er hineingekommen und dann ging er wieder. Dann dachte ich mir, dass wir ihn doch weggeschickt hätten. Das können wir abschreiben. Dann sagte der Bürgermeister, „I hob eam vo mir 300 Schilling geben“. Er hat es nicht geschafft, dass er denjenigen wegschickt ohne Geld.

Die Mentalität von Pölz kennt jeder. Er war nicht nur im Dienst ein energischer Mann, sondern auch am Land bekam er etwas. Dort hat er genauso energisch agiert. Ich kann mich erinnern, einmal, er nahm mich immer mit zu den Abgeordneten. Dort musste ich auch immer mit ihm essen. Einmal hatte er mit Rösch etwas. Ich hörte den Streit mit. Pölz sagte zu ihm, der regungslos Pfeife rauchte: „Sog amoi, reagierst du goa net drauf, host denn du des Hirn in

der Ferse?“ Ein Monat hat er wieder einmal etwas mit ihm gehabt. Da sagte dann Rösch:„Wos wöstn von einem, der des Hirn in der Ferse hat?“ Das sind so die Anekdoten.

Einmal kam der Landesrat Kuntner, ein Schulmann und fragte Pölz: „Jetzt möchte ich aber wirklich wissen, was du dir dabei denkst.“ „Willst du das wirklich wissen?“ „Ja“ „Das darf man gar nicht laut sagen.“ Das war seine Art. Er war aber bekannt. Wir haben einmal in der Anfangszeit ein Darlehen aufnehmen wollen und das Land gab keine Zustimmung. Ich hatte damals schon ausgerechnet, weil wir einen so hohen Darlehensstand gehabt haben, wofür wir die meisten Darlehen für Gemeindehäuser, Kanäle usw. ausgegeben haben. Da habe ich ausgerechnet, dass mehr oder weniger der gesamte Schuldendienst, dass diese Darlehen durch Gebühren gedeckt sind. Das hat er sich aufgeschrieben auf so einen großen Bogen, welche Vorhaben zu verwirklichen sind, usw. Da hat er sich aufgeschrieben, wie viel wir Finanzspitze haben. Und weil wir das Darlehen nicht bewilligt worden ist, sind wir hingefahren. Er ging zum Hofrat Schneider und hat ihm das erzählt. Ihm hat imponiert, dass sich ein Bürgermeister genau Gedanken über die Finanzierung macht. Als wir dort gesessen sind, hat er ihm den Auftrag gegeben, sofort das Darlehen zu bewilligen. Er hat sich auch über die Finanzen genau informiert.

Das Personalamt wurde 1970 gegründet. Wir hatten damals zwei Stellen, wo die Personalangelegenheiten erledigt worden sind. Das waren die Stadtwerke und das Krankenhaus. Frau Haag war dann wieder Kassiererin. Frau Haag sollte für die Personalabteilung zuständig werden. Ich sagte zum Bürgermeister, dass es ungünstig sei, wenn die Personalangelegenheiten von drei Stellen aus erledigt werden, und zwar aus folgendem Grund: Überall wurden die gesetzlichen Bestimmungen anders ausgelegt und das noch dazu falsch. Da waren Fehler drinnen. Das hat er sofort eingesehen und wir haben eine eigenen Personalstelle, alle Personalabteilungen sind vereinigt worden, geschaffen. Und die Frau Haag war dann die Leiterin. Es war am Anfang etwas problematisch, weil doch viel falsch gegangen ist, auch bei den Einstufungen usw. Aber das hatte man auslaufen lassen müssen.

Wenn man Pölz betrachtet, wollte er immer alles rasch erledigt haben, aber alles so 100%ig rechtlich wollte er es nicht abwarten. Ich kann mich an eine Sache erinnern. In Giesshübl war ein Lager und von dort verlief eine verbogene Straße (gem. Serpentinen) herunter und die Leute haben sich aufgeregt. Als Pölz einmal kam, sagte er: „Daun moch mas grod“. Das war ihm egal. Er ging zum Salzer, ein Bauunternehmer, und sagte ihm er solle die Straße gerade herunter machen. Das der Grund vom Land gehoben worden ist, beachtete er nicht. Dann kam ein Brief mit Beschwerden von Besitzstörungen usw. Da waren wir vorgeladen in Giesshübl. Er sagte zu mir, ich solle hinfahren und mich mit ihnen ausreden. Ich habe ihnen planlich nachweisen können, dass sie dadurch mehr Grund haben. Ihnen ist es nur darum gegangen, dass sie nicht gefragt worden sind. Zum Schluss mussten wir die Vermessungskosten zahlen und sonst nichts. Oft hat ihm der Behördenweg zu lange gedauert. Dann kam Freihammer als Bürgermeister. Freihammer war im Gegensatz zu Pölz ein gesetzestreuer Mann. Bei dem hat alles nach dem Buchstaben des Gesetzes gehen müssen. Er war in der Mentalität anders. Wenn etwas erreicht wird oder wenn etwas gemacht wird, musste es gesetzlich in Ordnung sein. Die Dinge unter Freihammer sind eh alle bekannt. Es sind ja sehr viele Verkehrskonzepte erarbeitet worden. Da kann ich mich auf das erste Verkehrskonzept erinnern. Das war eine Verkehrsplanung von Linz. Wurzer kam nachher und war Professor. In der Verkehrsplanung von Linz stand folgendes: 80% des Verkehrs in Amstetten ist Ziel- oder Quellverkehr. Das heißt, der was nach Amstetten fährt, will etwas in Amstetten machen, weil er hier etwas zu tun hat oder kommt von Amstetten und will

hinausfahren. Also 80 % des Verkehrs bringt man weg. Was man durch eine Umfahrung wegbringt, sind höchstens 20%. Das steht in Wurzer seinem Plan auch drinnen. Amstetten hat eine günstige Lage. Im Norden der Stadt ist ein Hügel. Das zieht sich von Preinsbach hinauf bis in die Höf. Das ist ein Hügel. Da kann man im Norden so schwer etwas machen. Wurzer schlug eine Variante vor. Der Verkehr, der aus dem Norden kommt, den gibt es praktisch jetzt nur die Ardaggerstraße und die Viehdorferstraße, von wo sie reinkommen. Und da haben die eine Variante gewählt gehabt, wo eine Straße durch den Wald beim Krankenhaus hereinkam. Da kann ich mich an einen Ausspruch erinnern, wo er gesagt hat, nur über meine Leiche. Er wollte auf keinen Fall durch den Wald eine Schneise schlagen. Meiner Meinung nach hätte diese Variante ohnehin nichts gebracht. Um viele Millionen kaufte die Gemeinde dort am Krankenhausberg den Grund. Da verhandelten wir sehr lange beim Peiritschberg. Der Grunderwerb war in erster Linie für das Krankenhaus.

Als ich zur Gemeinde kam, war das manuelle Zeitalter. Was hat es da alles gegeben? Am Anfang war die Schreibmaschine. Vorher hat es ja gar nichts gegeben. Bei den Gemeinden bzw. im öffentlichen Bereich hat man ja am Anfang mit den Schreibmaschinen gar nichts am Hut gehabt. Ich kann mich erinnern, im Jahre 1939, als ich zur Gemeinde kam, habe ich in erster Linie einen Schreibmaschinenkurs machen müssen und habe wirklich blind geschrieben. Ich habe den 10 Fingersatz beherrscht. Das war mehr oder weniger der Beginn vom mechanischen Zeitalter in der Gemeindeverwaltung. Früher gab es das manuelle Zeitalter. Eine Buchhaltung gab es nur händisch. Ich kann mich auch erinnern, in der ersten Zeit, als ich bei der Buchhaltung war, wenn man die Kontoblätter alle zusammenzählen musste, musste man das händisch und im Kopf machen. Es gab zu dieser Zeit noch keine Rechenmaschinen. Eine Abrechnung stimmte um 63 Groschen nicht. Das merke ich mir mein Leben lang. Ich habe diese 63 Groschen suchen müssen. Alle Kontoblätter musste ich im Kopf zusammenrechnen. Deswegen tue ich jetzt noch so gerne Kopf rechnen. Aber ich habe den Fehler gefunden. Aber ich habe drei Monate dafür benötigt. Drei Monate suchte ich den Fehler. Man bekommt mit der Zeit eine gewisse Technik heraus, um Fehler zu finden. Es wurden oft eine 8 mit eine 9 vertauscht. Ich war halt für das Fehlersehen ein Spezialist. Das war der Beginn des mechanischen Zeitalters, als ich zur Gemeinde gekommen bin. Vorher war das manuelle Zeitalter. Dann gab es Schreibmaschinen. Die Beamten von früher konnten nicht Maschinschreiben. Diese schrieben nach wie vor mit den Händen. Ich kann mich erinnern, im Bundesdienst, war das ja noch viel schlimmer. Ich kann mich erinnern, ich bin immer, wenn bei der Gemeinde wegen Kaufverträge etwas war, zum Finanzamt für Gebühren und Verkehrssteuer gefahren. Und der Referent, der dort Amstetten bearbeitet hat, hatte keine Schreibmaschine. Der hat alle Bescheide mit der Hand geschrieben. Das war mehr oder weniger bei uns nach 1945 so, dass die maschinelle Tätigkeit gefördert werden musste. Rechnen war das Problem. Die ersten Rechenmaschinen waren sehr groß. Da hat man hineingedrückt und da war auf der Seite ein Höbel, den man hinuntergedrückt hat. Das war der Anfang. Das zweite waren elektrische Schreibmaschinen. Die elektrische Rechenmaschine hat immer nur addiert oder subtrahiert. Keine Rechenmaschine konnte multiplizieren oder dividieren. Das war sehr kompliziert. Das war der Beginn des mechanischen Zeitalters. Auch die Buchungsmaschinen waren mechanisch. Da hat man Schienen gehabt, an denen man ein Zählwerk hineinhängte. Alles war Mechanik. Bei der Gemeinde hatten wir viele Rechenmaschinen. Die mechanischen Schreib- und Rechenmaschinen sind zwei Mal im Jahr gewartet worden. Dann kann ich mich erinnern. Dann kamen die ersten mechanischen Maschinen, die multiplizieren konnten, aber nicht dividieren. Da drückte man auf die Multiplikationstaste drückte, fing die Maschine ins Rattern an. Beim

Dividieren hatte man immer das Problem. Dann wurde eine Maschine erfunden, die sehr groß und sehr teuer war. Das war das erste „Kastl“, mechanisch, das die vier Grundrechnungsarten beherrschte.

Dann kam das elektronische Zeitalter. Den Beginn des elektronischen Zeitalters stellten die Diktiergeräte dar. Da nahm man das gesprochene Wort auf Band auf, gab es der Sekretärin, die es dann herunter schrieb. Da waren kleine Kassetten drinnen. Das war in etwa um 1972/73. Und dann kam im elektronischen Zeitalter als nächster Schritt die Speicherung der Daten auf Kontoblättern. Da war bei den Kontoblättern auf der Seite ein Magnetstreifen und die Daten wurden auf die Magnetstreifen gebrannt. Da hatten wir eigene Räume, wo ganze Kästen standen. Das war der Beginn des elektronischen Zeitalters. Wenn man die Speicherkapazität von den Kästen mit den heutigen kleinen Geräten vergleicht, ist das arg. In meiner Zeit kamen wir vom manuellen Zeitalter ins mechanische und ins elektronische. Bis zu meinem Ausscheiden habe ich mich intensiv auch mit dem Elektronischen beschäftigt. Wir haben entworfen, was man jetzt in die einzelnen Datenspeicher hineingibt. Als ich in Pension ging, sagte ich mir, dass ich mit der Elektronik nichts mehr zu tun haben. Ich habe keinen Computer, vielleicht auch aus dem Grund, dass ich sehe, wie viele Stunden mein Sohn vor dem Computer verbringt, weil er Informatiklehrer im Gymnasium ist. Als ich pensioniert worden bin, haben sie mir das rote Kreuz angehängt.

Dr. Langbauer war damals Rechnungsprüfer. Bezirkshauptmann Kandera war Bezirksstellenleiter und fragte mich, weil ich in Pension war und eh Zeit hätte, ob ich nicht helfen möge in der Buchhaltung. Ich war immer ein Zahlenmensch. Das hat mich interessiert. Sagte ich einfach zu. Da kann ich mich auf das erste erinnern, als ich hinunterkam, lag so ein Zettel da, der Rechnungsabschluss des Jahres 1985 wurde von den Rechnungsprüfern überprüft und für richtig befunden. Und ich schaute es an und sagte, ich unterschreibe nicht etwas, das ich nicht gesehen habe. Dann begannen wir. Kontoblätter alle herräumen. Dann schauten wir die Berichte an. Der erste war 25 Seiten lang. Ich hatte das Problem, dass ich immer einen Bericht über diese Sache schreiben musste. Bei der Schreibmaschine musste man bei einem Fehler die gesamte Seite nochmals schreiben. Also ging ich zum Sohn zum Computer. Dann ging der Kasten aber nimmer. Dann fragte ich das Enkerl, der das wieder herrichtete. Dann hörte ich mit dem Geschäft auf. Ich sagte dann, es muss auf jeden Fall ein Rechnungsprüfer werden, der mit der EDV umgehen kann. Heute ist alles gespeichert und das kann man alles verändern. Ohne EDV geht heute nichts mehr. Das ist eigentlich die Änderung, die passiert ist.

Wenn man überlegt, was die Entwicklung betrifft. Was hat man vor 1938 gesagt, was Amstetten für eine Stadt ist? Das weiß ein jeder. Es war eine Eisenbahnerstadt. Die nächste Stufe war, dass Amstetten eine Schulstadt ist. Und was sind wir heute? Heute sind wir eine Industriestadt. Wir sind von einer Eisenbahnerstadt zu einer Industriestadt geworden. Wenn heute einer frage, was waren deine Eltern früher, waren alle Eisenbahner. Und ein Lokführer, das war ein Herr auf der Eisenbahn. Ich kann mich erinnern, da waren die Erhard auch Eisenbahnerabstammung. Und ein Onkel von ihm, der war ein Lokführer. Als der in Dienst ging, war er mit einem Ledergewand bekleidet und mit seiner Tasche, da glaubte man, der Kaiser kommt daher. Die haben bei der Lok die Höbel bedient und der Heizer hat einheizen müssen.

Bei den Bezugslisten haben wir immer eingetragen, wenn sich was verändert hat und die gesamten Beträge. Die Beträge wurden dann auf Belege übertragen und diese wurden

dann auf das Stammkonto eingeprägt. Das war auch schon eine Revolution. Dieses System ist dann aufgelöst worden. Man muss sich vorstellen wie das früher war mit den Buchungsautomaten. Da sind die Zählwerke gewesen, die addiert haben. Daneben war ein Saldierwerk. Da gab man den Betrag in Brutto ein mit den Zulagen usw. Dann kam heraus, dass er sozialversicherungspflichtig ist. Da hatte man auf der einen Seite die Krankenkassentabellen liegen und auf der anderen Seite die Lohnsteuertabellen. Dann schaute man in der Tabelle nach, wie viel er zu zahlen hat, und dann tippte man das ein. Nach einer gewissen Zeit kam dann der Nettobetrag heraus. Man las die Lohnsteuer und die Krankenkassen aus Tabellen ab. Heute geht alles automatisch. Man kann sich das ja gar nicht mehr vorstellen, dass das anders wäre.

Ich habe im Jahre 1947 die Gemeindebeamtenprüfung gemacht. Da gab es noch keine Lehrbücher und gar nichts. Wir haben ein Jahr lang nur Gesetze studiert. Bundesverfassung, die gesamte Gemeindeordnung, Steuerliches, Kassen-, Rechen- und Steuerwesen, Finanzausgleich. Wir haben alles praktisch aus Gesetzen herausgelesen. Darum haben wir ein Jahr gebraucht. Wir haben uns alles selber zusammengesucht. 1947 habe ich die Gemeindebeamtenprüfung gemacht und wir waren einer der ersten überhaupt in NÖ, die die Gemeindebeamtenprüfung abgelegt haben.

Der Mann, der mich als Lehrling unterrichtet hat, war bei der Landesregierung und hieß Oberinspektor Glatz. Es war ein guter Mann. Er konnte nur eines nicht vertragen. Das Einzige, das er nicht vertrug, war, wenn jemand über ihm gewesen ist. Er war beim Land ein Spezialist zuerst für Rechnungswesen, dann wurde er Leiter für Personalangelegenheiten. Da gibt es sehr viele Sachen, die er zu seiner Zeit entworfen hat. Nach 1945 gab es wieder Zulagen und Ähnliches. Er fasste alles in Tabellen zusammen. Er war dann auch bei der Gemeindebeamtenprüfung dabei. Er hat es aber beim Land nicht lange ausgehalten. Er kam nach Schwechat als Stadtamtsdirektor. Nach einem Jahr war er wieder weg. Er hat sich mit dem Bürgermeister wieder verstanden. Dann kam der Mann zum Rechnungshof und ist Chef der Gemeindeprüfungsabteilung geworden.

Die Verwaltung mit dem Kassen- und Haushaltswesen damals war ein wenig naja. Wir sind wir jedes Jahr vom Land überprüft worden. Jedes Jahr ist ein Überprüfer gekommen. Ich fragte einmal einen, wieso sie jedes Jahr zu uns kommen. Naja, sagte er, wir müssen ja erst lernen. Einmal ist das Krankenhaus überprüft worden und die Verrechner vom Krankenhaus, da gab es damals den Bundeszuschuss und einen Landesbeitrag, usw. kannten sich auch nicht aus. Bei der ersten Prüfung, da kann ich mich noch erinnern, sollte ich zum Rechnungshof hinunterkommen, und das zu überprüfen. Habe ich ihnen praktisch fast den halben Bericht geschrieben.

Ich habe heute das Problem, dass ich mich an manche Dinge erinnern kann, aber nicht weiß, wann das war. Jeder tut ja gerne etwas, was lesen, ich lese am liebsten Bilanzen.

Zusammenfassung (Gedächtnisprotokoll) über die Aussagen von „Zeitzeugen“ anlässlich der Eröffnung der Ausstellung:

60 Jahre II. Republik u. 50 Jahre Staatsvertrag

mit einem Gespräch mit Zeitzeugen

am Donnerstag, dem 7. April 2005, im Saal der Arbeiterkammer Amstetten

Ein Kenner der österreichischen Geschichte erklärt den Umgang mit unserer Vergangenheit folgend:

Warum ist es wichtig, jungen Menschen, die diese Zeit nicht miterlebt haben, Zusammenbruch und Wiederaufbau ihres Landes zu zeigen (oder zu erklären)? „Weil niemand geschichtslos aufwachsen darf“, ist der Historiker Hugo Portisch überzeugt. „Man kann nicht so leben, als wäre vorher nichts gewesen. Geschichtslose Generationen haben keinen Zugang zu ihrer eigenen Kultur!“

....

Robert Schuster der Arbeiterkammer Amstetten begann mit dem Zitat:

„Wer die Vergangenheit nicht kennt,

wird die Zukunft nicht im Griff haben!“

In diesem Sinne fasse ich zusammen:

Gespräch und Diskussion mit den Zeitzeugen;

Bgm.a.D. OSR.i.R.	**Prof. Josef Freihammer, Jg. 1921,**
Dir. OSR.i.R.	**Alfons Kühn, Jg. 1917,**
Obm.d.NÖ.GKK	**Karl Kerschbaumer, Jg. 1938**
	(Ehrenobmann der Gewerkschaft der NÖ. Metaller)

Moderation: Doris Schleifer-Höderl

<u>1. Themenkreis (erste Gesprächsrunde):</u>

Wie sehen sie die Geburtsstunde der II. Republik am 27. April 1945,

beginnend immer in der personellen Reihenfolge mit …

Prof. J. Freihammer:

Die Lage im Mai 1945 war für mich, ich wurde zu dieser Zeit in einem Gefangenenlager in Deutschland angehalten, sehr verworren. Ich hatte erfahren, dass die Russen Amstetten besetzt hätten. Dabei hatte ich insgeheim gehofft, dass Amstetten in der amerikanischen Zone liegen würde. Die von den Alliierten geschaffene Demarkationslinie spaltete Österreich in vier Teile. Dem späteren Bundespräsidenten Dr. Karl Renner ist es zu verdanken, weil er auch eine von den Russen anerkannte Persönlichkeit war, dass Österreich nicht geteilt wurde, wie es später eben ein Ost- u. Westdeutschland gab.

Die Demarkationslinie stellte sich so dar: Die Fahrt mit dem Zug von Amstetten nach Linz bzw. in die amerikanische Zone dauerte zwischen 1945 und 1955 rund drei Stunden. Dies deshalb, weil bei St. Valentin bei der Ausreise sowie auch bei der Einreise aus bzw. in die von den Russen besetzte Zone, von jeder Person der I-Ausweis (der Identitätsausweis, ausgestellt in vier Sprachen, deutsch, englisch, französisch und russisch) kontrolliert wurde, dass eben längere Zeit in Anspruch genommen hat.

OSR.i.R. A. Kühn:

Ich diente als Offizier in der deutschen Wehrmacht und war in den letzten Kriegstagen mit meiner Einheit im Raum Amstetten eingesetzt. In Hollenstein gab es eine größere Widerstandsgruppe, die bekämpft hätte, werden sollen. Aufgrund der ausweglosen Situation kam es nicht mehr dazu und so verblieb ich auch am letzten Kriegstag in Amstetten.

Die Hauptlast des Alltages und der Ereignisse hatten die Frauen zu tragen. Die Familien hatten nichts zu essen, keine Kleidung und keine Schuhe. Für den Bezug von Lebensmitteln gab es so genannte Lebensmittelkarten, die für die Dauer einer Woche Gültigkeit hatten. Alle, vor allem insbesondere mehrköpfige Familien, litten große Not. Manchmal wurde ganz armen Menschen, die keinen Abschnitt mehr auf der LMK hatten, doch noch etwas gegeben, damit sie etwas zu essen hatten. Bei der Verrechnung der Abschnitte fiel diese Unregelmäßigkeit sicher auf, doch auch die Kontrollore „übersahen“ manchmal diese Unstimmigkeit, da ja aufgrund der vorhandenen Abschnitte wieder nur diese Menge (z.B. das Gewicht des Fleisches) bezogen werden konnte.

Karl Kerschbaumer:

Ich möchte besonders darauf hinweisen, dass es vor dem 1.1.1939 in Österreich keine Pensionsversicherung gegeben hat und somit nach 1945 auch nicht; sie musste Schritt für Schritt erworben werden. 1948 verdiente ein Metallarbeiter über 18 Jahre pro Stunde 48 Cent, unter 18 Jahre weniger als 47 Cent. Die neuen Generationen haben keine Vorstellung von den Lasten und Entbehrungen der Menschen, die zwischen 1956 und 1980 in Pension gegangen sind (= Geburtsjahrgänge von ca.1896 bis ca. 1920).

Die Maßnahmen der heutigen Regierung laufen nur darauf hinaus, vieles zu privatisieren und Wichtiges (wie Sozialleistungen) aus der Obhut des Staates auszugliedern, so auch die Pensionsvorsorge. Hier möchte ich jedoch besonders darauf hinweisen, dass wenn der Staat die Pension schon nicht mehr bezahlen kann, dies Private jedoch noch weniger könnten.

2. Themenkreis (zweite Gesprächsrunde):

Wie sehen sie die langen u. schwierigen Verhandlungen für einen Staatsvertrag, da ja doch die ersten derartigen Gespräche bereits am 14. Jän. 1946 begonnen haben, die letztendlich doch erst am 15. Mai 1955 zur Unterzeichnung des Staatsvertrages geführt haben:

Prof. J. Freihammer:

Die Staatsvertragsverhandlungen waren auf Jahre hinaus beherrschendes Thema, gehen die Besatzer, bleiben sie oder gehen sie doch, jedoch wann und wie. Nach den Gesprächen in Berlin waren wir in Österreich vielleicht zu euphorisch, den Staatsvertrag bald erreichen zu können. Dass es dann 10 lange Jahre wurden, lag vor allem an den Russen. Sie hatten keine Eile, denn sie lebten bei uns sprichwörtlich „wie ein Gott in Frankreich“. Bei den Verhandlungen, die 1946 schon begonnen haben, entdeckten sie immer wieder Stolpersteine für uns.

Sie fanden bei jeder Verhandlungsrunde irgend etwas, einmal Kärnten als Problem, das wieder fallen gelassen wurde, als Tito aus dem sowjetischen Staatenbündnis austrat, dann war es Triest, wo die Stadt Italien und das Land dahinter Jugoslawien zugesprochen werden sollte. Nächster Punkt waren die Besatzungskosten, auf die vor allem die Russen nicht verzichteten, wo Österreich jahrlang die Reparationszahlungen zu leisten hatte.

Wichtig war dann vor allem weiters die Neutralität, wo schwierige Verhandlungen geführt wurden und schließlich nach schweizerischem Muster gestaltet wurde. Es wurde schließlich eine bündnisfreie Neutralität ausgehandelt. Die Russen hatten auch vor, Deutschland jenen Neutralitätsstatus zu geben, den Österreich bekommen hatte. Aber dazu kam es, wie wir aus der Geschichte wissen, damals nicht.

Eines haben die Russen auch noch gemacht, sie haben in Österreich viele große Firmen und Unternehmen „ausgeraubt“; die Maschinen abgebaut und großteils nach Russland oder in die Ostblockstaaten verfrachtet, weil sie, so war deren Meinung, ja deutsches Eigentum seien und dies gehöre als Kriegsbeute ihnen.

OSR.i.R. A. Kühn:

Ich kann mich den Ausführungen Freihammers nur voll anschließen. Zwischen 1945 und 1955 lag alles danieder, obwohl es schon langsam besser wurde. Viele gingen in dieser Zeit auch in so genannte USIA-Geschäfte (es gab eines am Hauptplatz neben dem bekannten Geschäft Urschitz) einkaufen, weil diese russisch geführten Geschäfte über ein größeres und teilweise auch billigeres Angebot verfügten, als die anderen Geschäfte.

Der Schulunterricht nach dem Krieg war so ähnlich wie während der NS-Zeit. Es gab vormittags und nachmittags Unterricht; bei dem am Vormittag die auswärtigen und am Nachmittag die Schüler aus dem Stadtbereich die Schule besuchten. Es gibt manche Amstettner, die nur nachmittags zur Schule gegangen sind, die also nie einen Vormittagsunterricht genossen haben.

Karl Kerschbaumer:

In den Jahren nach dem Ende des 2. Weltkrieges hatten die Arbeiter sehr schwere Arbeit bei kargem Lohn zu verrichten. Zum besseren Verständnis will ich dies so vergleichen: Der Stundenlohn eines Metallers betrug Ende des 50er Jahre 8,- S. Ein Sack Zement kostete 18,- oder ein Sack Kalk 12,- S.

Es ist unbestritten ein großes Verdienst der Gewerkschaft um 1995 bis 1960, Verbesserungen für die Arbeitnehmer erreicht zu haben. Schrittweise erkämpften wir uns das „Urlaubsgeld" damit ein Arbeiter auch einmal mit seiner Familie auf Urlaub fahren konnte. Desgleichen beim „Weihnachtsgeld", das eine Hilfestellung für die Familie war, damit man auch den Arbeiterkindern einiges zu Weihnachten schenken konnte. Ein anderer Schritt bei den Verbesserungen war die Arbeitszeitregelung für Freitage, nach der – z.B. bei den Metallern – der Arbeiter endlich zumindest jede zweite Woche Samstag und Sonntag frei hatte.

Den wirtschaftlichen Aufschwung möchte ich so beschreiben. In den 50er Jahren hatte ich meine Garage für einen Puch 500 ausgelegt. Als ich mir dann einen VW Golf oder einen Mazda gekauft habe, musste ich die Garage umbauen.

Besonders Stolz war ein Arbeiter, wenn er ein Auto besaß und auf dem auf den Scheiben viele Pickerl angebracht waren. Großen Stellenwert hatte vor allem die Fahrt über den Großglockner und das Pickerl, mit dem eine besondere Leistung und Errungenschaft zum Ausdruck gebracht wurde. Eine Urlaubsfahrt nach Italien wurde zumeist in zwei Etappen ausgeführt, wo einmal im Bereich Kärntens genächtigt wurde. Wir Arbeiter besaßen vorerst nur kleine Autos, wie den Puch 500, einen Lloyd oder ein Goggomobil. Das monatliche Einkommen eines Metallers lag nach 1956 bei etwa S 680,- bis 700,- Für ein Auto musste man somit schon gehörig sparen.

Zurück nochmals zur schlechten Versorgungslage. Bei uns in Neumarkt waren ebenfalls Russen stationiert. Wenn sie Lust hatten, gingen sie mit Handgranaten in die Ybbs oder Teiche „fischen". Ein, zwei Würfe und schon schwammen an die 500 Fische obenauf. Meine Mutter und andere Frauen aus der Umgebung mussten den Russen die Fische aufbereiten. Nach dem Essen oder sogleich am folgenden Morgen holte sich Mutter die stehen gebliebene Pfanne und kochte mit dem

verbliebenen Fett und noch vorhanden Fischen für uns eine Mahlzeit, die uns für einige Zeit die Hungerphasen vergessen ließ.

Als ich im Winter 1947 beim Schlitten fahren einmal die Lebensmittelkarte verloren habe, brach für unsere Familie eine Tragödie herein, weil wir uns nichts zum Essen bekamen. Zufrieden war man damals eben damit, wenn man genug zum Essen hatte, um den Hunger zu stillen; irgendeine Arbeit bekam, mit der man etwas verdiente, sowie eine halbwegs entsprechende Kleidung besaß. Heute jammert man bereits, falls vor dem Haus die Straßenlampe schon ein paar Tage lang kaputt ist oder der Kanaldeckel der Straße scheppert.

Das waren große Schwierigkeiten, mit denen man damals zu kämpfen hatte, es lag eben ein anderer Stellenwert, eine andere Wertvorstellung vor.

3. Themenkreis (dritte Gesprächsrunde):

Was wollen sie der heutigen Gesellschaft bzw. den nachfolgenden Generationen empfehlen, wie sie mit den Errungenschaften der Eltern umgehen sollten:

Prof. J. Freihammer:

Unsere Pflicht ist es, unseren Nachkommen zu erklären, wie es uns damals ergangen ist. Man muss ihnen historische Ereignisse erklären, wie es z.B. am 3.3.1933 zur Ausschaltung des Parlaments kam und daraufhin Dollfuß den „Austrofaschismus“ begründete. Das war für die Sozialisten natürlich folgenschwer, aber auch für die weitere politische Entwicklung Österreichs. Dabei wären die Sozialisten die besten Verbündeten gegen das ns. Hitler-Regime gewesen, aber nach dem Verbot ihrer Partei ging man auch noch mit Gewalt und Haft gegen sie vor.

1934, als die Sozialistische Partei verboten worden war, wurde mein Vater (der ein Eisenbahner war) im 2. Stock in der Hauptschule in Amstetten in der Klosterstraße angehalten. Zur gleichen Zeit ging ich im 1. Stock in den Unterricht. Man kann sich vorstellen, was das für ein Gefühl ist, wenn im gleichen Haus der Vater eingesperrt ist und mit ihm nicht sprechen durfte. Ich hatte damals einen verständnisvollen Lehrer, der mir und dadurch meiner Familie in dieser schweren Situation half. Er trug mir wiederholt das Aufräumen des Lehrmittelzimmers im 2. Stock auf, wodurch ich doch mit meinem Vater sprechen und Nachrichten an die Mutter austauschen konnte. Vater wurde nach einigen Wochen der Anhaltung frei gelassen. Anderen erging es schlechter, manche wurden sogar in das Anhaltelager nach Wöllersdorf (eigentlich ein Konzentrationslager) eingeliefert.

Es ist auch so, dass die Geschichtsvermittlung in den Schulen nach dem 2. Weltkrieg bei 1918 aufgehört hat. Leider hat das, was man nicht selbst erlebt und am eigenen Leib erfahren hat und nur durch Erzählungen erfährt, nicht mehr so viel Gewicht. Eines ist aber sicher, in Zeiten, wo es den Menschen schlechter ging, gab es einfach mehr Solidarität und Zusammenhalt.

Deshalb mein „Credo“ an die nachfolgenden Generationen: „Achtet genau auf die politische Entwicklung, man muss immer auf der Hut sein, darum wehret den Anfängen!“

OSR.i.R. A. Kühn:

Ergänzen möchte ich noch, dass in der Vergangenheit den jungen Menschen viel zu wenig Zeitgeschichte und die Geschichte der Gegenwart gelehrt wurde. Wir müssen ganz einfach viel mehr mit der Jugend reden und ihnen Zusammenhänge aus der Vergangenheit erklären. Es gibt und gab leider nur sehr wenige Lehrer, wie Prof. Josef Freihammer, die in der Lage (auch aus eigener Erfahrung) oder gewillt waren, nachhaltig einen echt lebendigen Geschichtsunterricht zu vermitteln.

Karl Kerschbaumer:

Ich möchte noch auf unsere kindliche Sorglosigkeit aufmerksam machen. Als die Flieger in den letzten Kriegstagen wiederholt Amstetten angriffen, liefen wir Buben, ich als 7jähriger, einfach auf die Straße, um den Flugzeugen nachzusehen, die in Amstetten ihre Bomben abwarfen. Wir wollten unbedingt den Rumpler hören oder den Raupilz sehen, der nach dem Bombardement aufstieg. Mutter starb vor Angst, als sie von uns erfuhr, wo wir uns aufgehalten hatten. Es war schon eine gewisse Sorglosigkeit, die uns Kinder beherrschte. Heute kann ich nur den Kopf schütteln, wie leichtsinnig wir eigentlich mit unserem Leben umgegangen sind.

Ich möchte den jungen Menschen sagen, dass Krieg immer etwas Grausliches ist, es ist immer ein tödlicher Krieg, mit Not, Elend und Tod. Es gibt keinen einzigen Grund hiefür, einen Krieg gegen jemand zu führen. Den einzigen „Krieg“, den wir führen dürfen oder sogar müssen, ist der gegen die „Dummheit“.

Etwas liegt mir noch Wichtiges am Herzen, das ich anbringen will. Was ich im Leben erreichen will, muss oder möchte ich mir selbst verdienen; ich will nichts geschenkt haben. Dazu ist es aber wichtig, gute Facharbeiter heranzubilden, die dann in der Lage sind, Räder zu einer Maschine zusammen zu bauen. Es ist schon richtig, dass auch eine entsprechend hohe geistige Schicht herangebildet wird. Aber letzten Endes bringt dies nichts, wenn wie z.B. in Schweden Akademiker, die keinen Posten finden, in öffentlichen Gärten Laub rechen gehen müssen.

Ich bin dafür, dass in der Zukunft auf eine gute berufsspezifische Ausbildung Wert gelegt werden muss. Nur dadurch lässt sich nachhaltig und langfristig der Wirtschaftstandort Österreich für unsere Nachkommen sichern. Gutes Handwerk hat noch nie geschadet, denn Handwerk hat goldenen Boden.

****

Ich (der Protokollschreiber, Jg. 1944) füge heute 2005 dem allen nur hinzu, wir, meine Frau und ich, hätten gerne unseren Kindern (Jg. 1967, 1969 und 1972) über die schweren Zeiten etwas erzählen wollen. Aber was hätten wir denn unseren Kindern erzählen sollen, wenn wir selbst in der Schule als auch von unseren Eltern praktisch nichts darüber vermittelt bekommen haben (und wahrscheinlich ist vielen von unserer Generation so ergangen). (J. Plaimer)

9. April 2005